

Klaus Giel

Nachträge und Ergänzungen zur 2. Auflage der Studienausgabe der Werke in fünf Bänden von Wilhelm von Humboldt

Inhalt

Nachtrag zu Band I 1

Nachtrag zu Band III 2

(Unvorgreifliche) „Ideen“ zum Bericht über den Forschungsstand 3

1. Zum Sprachwerk 3

2. Zur Frage der Einheit des Gesamtwerks 4

3. Die Schriften zur Ästhetik 5

4. Die Frage nach der theoretischen Gestalt der auf Erfahrung gegründeten „Praktischen Philosophie“ 6

5. Die Frage nach dem Sinn des Politischen 10

6. Zur Theorie der Bildung 10

Ergänzungen zum Nachwort 2002 12

Nachträge zur Humboldt-Bibliographie (1981 - 2001) 14

Nachtrag zu Band I

Die Arbeiten und Fragmente des ersten Bandes lassen sich vier Themenbereichen zuordnen. Die erste Gruppe umfaßt die staatsrechtlichen Schriften, die das Verhältnis des Bürgers zum Staat sowie Fragen der Verfassung und der Gesetzgebung zum Gegenstand haben; ihr folgen die Arbeiten zur Bildungstheorie. Die Arbeiten zur Grundlegung der Anthropologie und Physiognomik dürfen als ein Zentrum angesehen werden, auf das dann auch die Schriften zur Theorie der Geschichtsschreibung bezogen sind.

Der Behandlung dieser verschiedenartigen Themen liegt eine gemeinsame Sichtweise zugrunde, mit der Humboldt einen neuen Weg zwischen philosophischer Spekulation und unkritischer Empirie sucht. Es ist dies die Sichtweise eines Gelehrten, der nicht nur auf der Höhe der spekulativen Philosophie seiner Zeit steht, Leibniz, Kant und Fichte gründlich kennt, sondern auch tief in die Wissenschaften seiner Zeit eingedrungen ist. Neben der Jurisprudenz hat Humboldt Nationalökonomie und Staatslehre gründlich studiert. Vom Bruder angeregt, hat er selbst galvanische Experimente und Sezierenübungen durchgeführt und mit Goethe gemeinsam Anatomie (bei Loder) und Chemie (bei Götting) gehört.

Die hier abgedruckten Arbeiten sind Zeugnisse eines ernsthaften, gut unterrichteten und reich instrumentierten Ringens um die Versöhnung von Fachwissenschaft und Philosophie: ein von Goethes Idee der „sanften Empirie“ inspirierter Versuch.

Diese Idee der Versöhnung von Empirie und Spekulation durchdringt als eine Art methodischer Leitlinie auch noch die sprachtheoretischen Untersuchungen. Das Postulat der Humboldtschen Sprachtheorie, mit „endlichen Mitteln unendliche Zwecke“ zu verfolgen, knüpft ausdrücklich an

die Abhandlung „Über den Geschlechtsunterschied“ (Bd. I, S. 7; im Folgenden mit Band und Seitenzahl zitiert) an. Die Versöhnung von Empirie und Spekulation wird von Humboldt selbst in den Bildern von Zeugung und Vermählung ausgedrückt, in denen die Erinnerung an Platons „Symposion“ nachwirkt.

Die in der späten Berliner Zeit entstandenen Fragmente zur Weltgeschichte sind der Versuch einer im weiteren Sinne anthropologischen Fundierung der Historiographie. In den dort weiter ausdifferenzierten Grundbegriffen der Zeugung und Bildung wird dieser Zusammenhang deutlich.

Nachtrag zu Band III

Die Studienausgabe hat die sprachtheoretischen Schriften in der Textgestalt der Akademie-Ausgabe abgedruckt. Leitzmann, ihr Herausgeber, hat die „streng fachwissenschaftlichen“ Ausführungen von der Akademie-Ausgabe „ausgeschlossen“ (7, 350). Er betont zwar, „daß seine (Humboldts) sprachphilosophischen Ausführungen auf dem breiten Boden ausgedehntester Empirie erwachsen sind, daß er überall vom strengen grammatisch-philologischen Verständnis des Einzelnen ausging“ (4, 436); die empirisch-linguistische Seite sei jedoch im Rahmen „dieser“ Ausgabe nicht auszuschöpfen gewesen und müsse der Bearbeitung und Würdigung durch Fachspezialisten überlassen bleiben. Der Hervorgang der Theorie aus der Empirie und die Erschließung des Faktischen durch sie werde allerdings, wie die Kritik der zeitgenössischen Sprachwissenschaft hervorhebt, von der Akademie-Ausgabe unterschlagen. So sei der empirische Gehalt der Humboldtschen Theorie bis auf den heutigen Tag verborgen geblieben (vgl. Mueller-Vollmer 1993, 9 ff.).

Eine Folge dieses „Ausschlusses“ der fachwissenschaftlichen Untersuchungen sei das „Zwitterhafte“ der Textfassung, die Leitzmann der Abhandlung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues...“ (7; 1) gegeben hat. Er hat den Text der „Einleitung“, die mit dem zweiten Buch des in drei Büchern erschienenen „Kawi-Werkes“ in den Druck gegeben wurde, übernommen und als eine selbständige, in sich geschlossene Abhandlung abgedruckt. In dieser Form sei der Text Leitzmanns weder ganz Einleitung noch ganz selbständige Abhandlung: Er enthalte Partien, die nur in der Einleitung in das gesamte Kawi-Werk einen sinnvollen Ort haben – so der erste Abschnitt über die „Wohnplätze und Culturverhältnisse der Malayischen Völkerstämme“ –, lasse aber gleichzeitig die der „Einleitung“ vorangestellten Ausführungen über die „Methode, nach welcher in dieser Schrift die fremden Alphabete mit Lateinischen Lettern geschrieben sind“ weg. (Einen vollständigen Abdruck der „Einleitung“ mit der vorangestellten „Methode“ und dem Vorwort von Alexander von Humboldt, das Leitzmann in den Anhang „relegiert“ hat (Mueller-Vollmer a.a.O. 74), hatte der Dümmler Verlag 1836 herausgebracht. Diese Ausgabe wurde 1960 mit einem Nachwort des Verlages, das Partien aus der Gedenkrede von August Boeckh zitiert, reproduziert. Der Reproduktion war ein Exemplar zugrundegelegt, das Alexander mit einer handschriftlichen Widmung an Joseph Mendelssohn, den Sohn des Philosophen, versehen hatte.)

Nicht berücksichtigt hat Leitzmann, daß Alexander eine selbständige Fassung angeregt hatte, die auf das erste Kapitel der Einleitung „Wohnplätze...“ verzichtet, die „Methode“ der Umschriftung mit „Lateinischen Lettern“ aber einem nach Paragraphen gegliederten Inhaltsverzeichnis voranstellt. Für diese Ausgabe hatte Alexander von Humboldt ein um die Namen der Gelehrten, denen er für die tätige Anteilnahme an der Entstehung des Werkes dankt, verkürztes Vorwort verfaßt, in dem er auf die „Abtrennung“ des Textes vom Gesamtwerk eingeht. Diese Ausgabe wurde 1998 von Donatella Di Cesare mit einer ausführlichen Einleitung zur Sprachtheorie Humboldts herausgegeben (Di Cesare 1998).

(Unvorgreifliche) „Ideen“ zum Bericht über den Forschungsstand

Der von Bernhard Schlerath herausgegebene Vortragszyklus zum 150. Todestag Wilhelm von Humboldts (Schlerath 1986) spiegelt den neueren Stand der Forschung wider. Darin sind alle thematischen Aspekte des Werks berücksichtigt. Unser Bericht beschränkt sich auf die Angabe der Themen und, soweit sie erkennbar sind, der neuartigen Zugriffe auf das Werk Humboldts, die seit dem Erscheinen des fünften Bandes der Studienausgabe in die Diskussion eingeführt wurden.

Von der interpretierenden und analysierenden Literatur können hier nur solche Arbeiten aufgenommen werden, die den Herausgebern als Untersuchungen mit neuartigen Zugriffsformen auf das Werk Humboldts begegnet sind. Im ganzen gesehen, ist ein analytisch schärferer Zugriff auf die Begrifflichkeit Humboldts feststellbar, der mit einem gewissen Zurückweichen geistesgeschichtlicher Interpretationen und Einordnungen verbunden zu sein scheint. (Man begnügt sich nicht mehr mit der „Verortung“ des Begriffes der „inneren Sprachform“ in der Shaftesbury-Tradition, sondern fragt nach seiner theoretischen und wissenschaftlichen Bedeutung; vgl. Borsche 1986 und, kritisch dazu, Gipper 2000.) Parallel dazu nimmt das im engeren Sinne sprachwissenschaftliche Interesse an Humboldts Sprachwerk zu, was rückwirkend als Herausforderung der Philosophie von dieser wahrgenommen wurde (Borsche 1981).

1. Zum Sprachwerk

1. Im Zusammenhang mit der Erschließung des wiedergefundenen Quellenmaterials wurde die empirische Grundlage der Humboldtschen Theorie in einem neuem Licht gesehen und gewertet. Die empirisch-linguistische Seite war, wie Leitzmann einräumt, in seiner Ausgabe nicht auszuschöpfen und sollte der Bearbeitung und Würdigung durch Fachspezialisten anheimgegeben werden. Mit der „Ausschließung“ der linguistischen Seite von der Akademie-Ausgabe sei aber, wie die gegenwärtige Kritik hervorhebt, die empirische Fundierung der Theorie unterschlagen worden. Die wissenschaftliche Tragweite der Theorie sei bis auf den heutigen Tag verborgen geblieben (Mueller-Vollmer 1993, 9 ff.). Man habe die Sprachtheorie Humboldts ausschließlich philosophisch gelesen und interpretiert. Was sich aus der Erschließung des von Humboldt bearbeiteten Sprachmaterials für ein neues Verständnis der Theorie ergibt, wird sich zeigen müssen.

Die Hervorhebung der Bedeutung der empirischen Seite steht allerdings in einem gewissen Gegensatz zu der Auffassung einer sozusagen strukturellen Unzeitgemäßheit der Begrifflichkeit, mit der Humboldt das von ihm gesichtete Material erschließt. Humboldts Auffassung fügt sich nicht nur nicht in die sprachwissenschaftlichen Konzepte des neunzehnten Jahrhunderts; es sei auch die Entwicklung, die die Sprachwissenschaft bis in die Gegenwart genommen hat, über Humboldt hinweggegangen. Aus der Perspektive der Sprachwissenschaft betrachtet, sei das Projekt Humboldts gescheitert (DiCesare 1998, 11 ff.).

Chomskys Reklamation von Humboldts Sprachtheorie für die „Generative Grammatik“ hat der Humboldt-Forschung neue Impulse verliehen. Durch Chomskys Anspruch, das „Philosophische“ in Humboldts Sprachauffassung in einer kohärenten wissenschaftlichen Theorie reformulieren zu können, sah man sich zur Rechtfertigung der philosophischen Interpretation gezwungen (Borsche 1981). Auch wo man nicht von der restlosen Überführung der Humboldtschen Grundbegriffe in wissenschaftliche Termini überzeugt war, wurden in den Begriffen Humboldts doch weiterführende, die Wissenschaft bereichernde Fragestellungen gesehen (Bierwisch 1986; vgl. dazu DiCe-

sare 1998, 15 und 112 ff.). Der Versuch einer Rekonstruktion der Grammatiktheorie Humboldts, gehört in diesen Zusammenhang (Stetter 1997).

Die analytischen Zugriffe auf das Sprachwerk haben die Frage nach den Quellen Humboldts neu aufgeworfen. Arsleff hatte dem Einfluß der Idéologen eine besondere Bedeutung zugemessen. Humboldt habe seine Wurzeln in der auf Condillac zurückgehenden Spielart der Aufklärung wiedergefunden und sich von der deutschen Philosophie abgewandt. „This philosophy is French“: nur so erkläre sich das eklatante Übergehen Herders. Die Arsleff-These wurde u. a. von Gipper (1981), Oesterreicher (1981) und Sweet (1988) kritisch diskutiert. Unter Bezugnahme auf Cose-riu (1977) hat Oesterreicher den Einfluß Herders gewürdigt. (Vgl. dazu auch DiCesare 1998, 22).

Die philosophisch grundierte Forschung hat in der Sprachtheorie die Focussierung der frühen anthropologischen und ästhetischen Entwürfe gesehen. Die Sprachtheorie habe ihre Wurzeln, so Trabant (1985), in der Abhandlung „Über den Geschlechtsunterschied“. Das sprachtheoretische Postulat, „von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch zu machen“ (VII 99), wird in der Schrift über die Geschlechterdifferenz, in der Humboldt im Grundbegriff der Zeugung auf Platons „Symposion“ zurückgreift, zum ersten Mal formuliert (vgl. Trabant 1985, 159; und

Trabant 1990, 55). Die Empirie, die konkrete Arbeit am Sprachmaterial wird von dieser Auffassung keineswegs unterschlagen; es wird allerdings eine Empirie postuliert, die aufs engste mit der Philosophie verbunden („vermählt“) ist, so daß das Sprachstudium in eine sprachwissenschaftlich begründete Kritik der Philosophie „einmündet“ (Trabant 1985, 175).

2. Zur Frage der Einheit des Gesamtwerks

Mit der These der anthropologischen Wurzel der Sprachphilosophie ist die Frage der Einheit des Gesamtwerks eng verbunden (Borsche 1990, 38; kritisch: Schmitter 1991, 20). DiCesare sieht die Einheit des Werkes darin begründet, daß Humboldt sich in seinem Denken der eigenen Individualität, deren Ausdruck es ist, zu versichern suchte. Damit rückt sie Humboldt in die Nähe Nietzsches (DiCesare 1998, 21). Gegen die These von der in der Einheit der Person gegründeten inneren Geschlossenheit des Werkes wurde Einspruch von feministischer Seite erhoben. Die Kluft zwischen dem Frauenbild der Anthropologie der Geschlechter und dem der großen Ballade „Die Griechensklavin“ sei nicht zu überbrücken (Roussos 1991, 135 ff.).

Die Frage nach der inneren Einheit des Gesamtwerks stellt sich aber auch im Bezug auf das Verhältnis der staatstheoretischen Schriften zu der politischen Praxis des Diplomaten und Staatsmannes mit besonderer Dringlichkeit (Borsche 1990, 39 ff.; Rüter 1991). Der Begriff der Nation spielt in diesen Erörterungen eine zentrale Rolle. Der Staat habe das kollektive Bewußtsein, in dem sich die Nation konstituiert, zur Voraussetzung; die Nation aber müsse in ihrer staatskonstituierenden, politischen Bedeutung verstanden werden. Die Politik vermöchte allerdings nichts gegen die Nation auszurichten: dies sei das aus dem Geiste der „Ideen über Staatsverfassung“ geschöpfte Prinzip, an dem Humboldt zeitlebens festgehalten habe, das schließlich auch die Gutachten und Denkschriften zur deutschen Verfassung bestimme (Borsche 1990, 55 f.; Rüter 1991; Olszewski 2000, 235).

Mehrfach und vielfältig wurde die Frage nach der inneren, wenn auch nicht systematischen, Geschlossenheit des Gesamtwerks gestellt, die nicht zuletzt durch die thematische Gliederung der Studienausgabe aufgeworfen wurde (vgl. dazu Hoberg 1987; Quillien 1991). Der Zusammenhang von Anthropologie, Staatslehre und Sprachtheorie wird von Borsche 1981 und 1990; Trabant 1985, 1986, 1990 u. ö. herausgestellt; kritisch dazu: Schmitter 1991). Di Cesare (1998) sieht die

Einheit des Werks darin begründet, daß Humboldt sich in seinem Denken der eigenen Individualität, deren Ausdruck es ist, zu versichern sucht. „In der Ablehnung, die Philosophie von der Individualität des Philosophen zu trennen, steht Humboldt Nietzsche sehr nahe“ (Di Cesare 1998, 21). Dagegen wird zumal von feministischer Seite die Widersprüchlichkeit und Gebrochenheit der Persönlichkeit Humboldts betont, die vor allem in der Mehrdeutigkeit seines Frauenbildes, auf die Kaehler bereits aufmerksam gemacht hatte, ihren Ausdruck findet (Roussos 1991).

Die Einheit des Werks wird vielfach auf die Einheitlichkeit der Denkweise (-methode) und des Verfahrens zurückgeführt, in der Humboldt seine Themen angeht und behandelt. Humboldt habe einen eigenen Weg der intellektuellen Durchdringung seiner Themen gesucht, mit dem er sich von der Philosophie seiner Zeit unterscheidet; so besonders Quillien 1991; Borsche 1981 und 1990 und Trabant 1985, 1986, 1990. Humboldts Denken bewege sich zwischen Spekulation und unkritischer Empirie und sei auf die Vermittlung („Vermählung“) des „Apriorischen“ mit dem „Empirischen“, auf eine Synthese von Verstand und Sinnlichkeit bedacht (Trabant 1985, 168; 1990, 50 ff.; Borsche 1981, 125 f.; Borsche 1990, 79 ff.). Humboldt selbst beruft sich in seinem Denken auf „ächte und wahre Erfahrung“; auf Erfahrung gestützt sei sein Denken „im eigentlichen Verstande praktisch“ (I 431; vgl. dazu Borsche 1990, 79 ff.; Trabant 1990, 54). In Humboldts Verständnis der Erfahrung schwingt zweifellos die Erinnerung an die Aristotelische *empeiria* mit, die (Met. A1, 981a) „sowohl der Einsicht (*episteme*) wie der Kunst (*techné*, Können) ähnlich zu sein scheint“ und sich aus der Lebenspraxis heraus entwickelt. In der Erfahrung begründet, ist die Humboldtsche Philosophie eine Theorie der Lebenspraxis (Lebensführung), die sich in vielfältigen Formen entfaltet. Allgemeingültigkeit, sei nur noch in den exakten Wissenschaften zu erreichen, „indess Kunst und Philosophie es (Europa) in ganz heterogene Stücke schneiden“ (GS 15,44). Das „vergleichende Verfahren“ in Anthropologie und Theorie der Sprachen ist in diesem Erfahrungsweg begründet (Trabant 1990, 50 ff.).

3. Die Schriften zur Ästhetik

Das Jubiläumsjahr hat neue Sichtweisen auf Humboldts Schriften zur Ästhetik gebracht. Hellmut Flashar (1986) würdigt in seiner Abhandlung über die Agamemnon-Übersetzung den Graezisten Humboldt. Er rühmt die literaturwissenschaftliche Analyse, die Humboldt in der Einleitung ausbreitet, die seinen besonderen Sinn für das Tragische zeige. Die Übersetzung selbst bestehe den Vergleich mit vielen anderen, selbst mit der von Wilamowitz. Zwar sei es müßig, die Frage zu stellen, die zu stellen Flashar dann doch nicht unterdrücken kann, was die Philosophie und Sprachwissenschaft verloren, die Philologie und Graezistik aber gewonnen hätten, wenn Humboldt sich in den Tegeler Jahren mit der gleichen Intensität und Energie, die er auf jene verwandte, diesen zugewandt hätte.

Zu einer ganz anderen Einschätzung des Philologen Humboldt gelangt Joachim Wohlleben in der Würdigung der „Ästhetischen Versuche. Über Hermann und Dorothea“ (1986). Darin stellt er mit Müller-Vollmer die zentrale Bedeutung der Einbildungskraft heraus. Nach Humboldt könne der Begriff der Kunst nur aus dem Wirken der Einbildungskraft entwickelt werden. Der These Müller-Vollmers, daß Humboldt mit seiner Theorie der Einbildungskraft das Tor zur Poesie pure aufgestoßen habe, vermag er sich indes nicht anzuschließen. Durch die Reduktion der Kunst auf das Wirken der als eine anthropologische Konstante begriffenen Einbildungskraft habe Humboldt den ästhetischen Prozeß aus der bürgerlichen Wirklichkeit ausgegliedert und ein ästhetisches Ideal aufgerichtet, über das die Zeit bereits hinweggegangen war (in den Schriften und Rezensionen der Brüder Schlegel zum Beispiel). (In der philosophischen Ästhetik der zeitgenössischen

Literatur wird der Einbildungskraft jedoch wieder die Bedeutung eines Schlüssels zur Moderne zugebilligt: So, obzwar ohne Bezug auf Humboldt, bei Walter Schulz (1985.) Wo die Schlegels im Roman die realitätsgesättigte Form der Zukunft gesehen hatten, habe Humboldt – gegen alle gattungstheoretische Vernunft – am Epos festzuhalten versucht. Sein Bestes und zugleich Bleibendes auf dem Felde der Ästhetik habe Humboldt in der Charakterisierung der geistigen Gestalten Schillers und Goethes geleistet.

Demgegenüber zeigt Georg Höfner (1991) in einer einläßlichen, textnahen Interpretation der „Aesthetischen Versuche“, wie in der dort beschriebenen Struktur des ästhetischen Prozesses die Charakterisierung der Klassiker-Freunde vorgebildet war. Humboldt thematisiere die Möglichkeit des – modernen – *sprachlichen* Kunstwerks, d.h. die Möglichkeit der gedanklichen (nicht anschaulich-bildhaften) Realisierung der Einbildungskraft.

In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des neugegründeten Vereins der Kunstfreunde im Preußischen Staate habe Humboldt, so Hermann Lübke (1986), wesentlich zur Musealisierung der Kunst beigetragen. Der geheime Zusammenhang der Musealisierung mit der Theorie der Einbildungskraft wäre eingehender zu untersuchen: Ob die aus den gesellschaftlich-kulturellen Kontexten herausgelösten Produkte der Einbildungskraft in neuen Zusammenhängen aufbereitet werden müßten, die Malraux „imaginäres Museum“ genannt hat?

4. Die Frage nach der theoretischen Gestalt der auf Erfahrung gegründeten „Praktischen Philosophie“

Damit ist auch die Frage nach der theoretischen Gestalt der auf Erfahrung gegründeten „Praktischen Philosophie“ aufgeworfen. Quillien hebt im Hinblick darauf hervor, daß Humboldt neben dem Hegelschen Universalismus unverstanden geblieben sei: Eigentlich gehöre er in die Nachbarschaft von Kierkegaard, Marx oder Nietzsche, als deren Zeitgenosse Humboldt einen ganz anderen Status hätte. Hegel sei ein Vollender gewesen, Humboldt ein stammelnder Beginner. Wie in jedem Anfang gewinnt auch Humboldt seine Begrifflichkeit im Rückgriff auf die Tradition, im wesentlichen aus der Leibniz-Nachfolge (Quillien 1991). Von Leibniz übernehme er die fundamentalen Konzepte – Kraft, Welt, Individualität und Charakter – ohne sie jedoch im Sinne der Leibnizschen Metaphysik zu verwenden. Humboldts Individualitätskonzept, hebt Borsche hervor, sei ohne die von Leibniz vollzogene Interpretation des Substanzbegriffs mit dem Begriff der Kraft nicht denkbar und nur von da aus zu verstehen (1981, 132 ff. und 1990, 88 ff.). Trabant hat den von Leibniz inspirierten philosophischen Hintergrund von Humboldts Sprachtheorie ausführlich diskutiert (so z.B. 1990, 69 ff.).

Im Zentrum der Philosophie der praktischen Erfahrung steht der Mensch als handelndes und sich verhaltendes Wesen. Humboldt selbst betont: „Die vergleichende Anthropologie ist nach dem Vorigen ein Zweig der philosophisch-praktischen Menschenkenntniss. Wie diese wird sie daher die Empirie so wie die bloße Speculation vermeiden, und sich allein und durchaus auf Erfahrung stützen“ (I 354). Die Anthropologie stützt ihre Aussagen nicht auf Substanzen, sondern auf die Wechselwirkung von Kräften. Im Begriff des Charakters werde die Wirkungsweise von Kräften beschrieben (Borsche 1981, 132 und 1990, 79 ff.).

Auch in der Sprachtheorie spielt der Begriff des Charakters eine bedeutende Rolle. Die „Linguistik des Charakters“ wird von Trabant und nach ihm von Di Cesare als eine notwendige Ergänzung der „Linguistik der Struktur“ eingeführt (Trabant 1990, 58; Di Cesare 1998, 124 ff.). Im

Begriff des Charakters werde der produktive, ihre Möglichkeiten ausschöpfende Gebrauch einer Sprache erfaßt: ihre Individualität also (Di Cesare 1998, 124 ff.).

Die Felder der Anthropologie und der Sprachtheorie werden mit derselben Begrifflichkeit erschlossen: Die Sprachphilosophie erscheint so gesehen als eine differenzierende Entfaltung der Anthropologie. Im Unterschied zu Leibniz sei die Wirkungsweise der Kraft, der Charakter, für Humboldt nicht praeformiert; sie könne daher auch nicht als Prädikat eines zugrundeliegenden Subjektes ausgesagt werden. Humboldt versuche infolgedessen, die Erscheinungsweise der Wirkung mit dem Herderschen Konzept des Reizes zu erfassen (Borsche 1990, 99 ff.). Die elementare Form des Reizes sei für Humboldt in der Geschlechterdifferenz gegeben (Borsche 1990, 109 ff.). Die Geschlechterdifferenz wird von Humboldt als eine „unverkennbare Schrift“ beschrieben, in der Natur und Kultur (Moralität) aufeinander bezogen und zugleich unterschieden sind (Borsche 1990, 113). Die Produktivität der „reizvoll“ aufeinander bezogenen Geschlechter wird in der Zeugung entfaltet, in der natürliche und geistige Potentiale sich, ganz im Sinne der in Platos „Symposion“ entwickelten Ideen, „vermählen“ (vgl. Trabant 1986, 29 und Borsche 1990, 115 ff.). Mit seiner Theorie der Geschlechter knüpft Humboldt an naturphilosophische Gedankengänge an, die er auf seine Weise weiterführt.

In der Beziehung der Geschlechter, der Sexualität, eröffnet sich für Humboldt ein durch nichts ersetzbarer Zugang zum Menschlichen in seiner unauslotbaren Tiefe „Denn vorzüglich in dem Felde der menschlichen Empfindung und Begierde giebt es Tiefen, welche der Forscher nie zu ergründen vermag, wenn er den Blick unmittelbar und allein auf sie heftet“ (I 272). In diesem Sinne formuliert Trabant in Anspielung auf Kants Bemerkung zur Einbildungskraft: „Die „gemeinschaftliche, aber uns unbekannt Wurzel“ von Sinnlichkeit und Verstand ist die Sexualität“, die vorherrschend sei in der „sinnlichen Welterfahrung“ (Trabant 1985, 161 und 1986, 18 ff.). Letztlich sei auch die Sprache eine „sublimierte Zeugungskraft“ (Trabant 1986; kritisch: Roussos 1991).

In der Zeugung mache, wie Humboldt es in der Schrift über den Geschlechtsunterschied beschreibt (I 281), die Natur „von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch“; genau so verfährt die Sprache (III 477). Borsche (1981, 141) und Trabant (1986, 19) heben diese Übereinstimmung hervor und kritisieren gleichzeitig Chomskys Beanspruchung des Humboldtschen Topos als einer Leitidee der Generativen Grammatik.

Im Zusammenhang mit der Erschließung des wiedergefundenen Quellenmaterials wurde die empirische Grundlage der Humboldtschen Sprachtheorie in neuem Lichte gesehen und gewertet. Die empirisch-linguistische Seite war, wie Leitzmann eingeräumt hatte, in seiner Ausgabe nicht auszuschöpfen. Er wollte sie der Bearbeitung und Würdigung durch Fachspezialisten überlassen. Durch den „Ausschluß“ der linguistischen Seite von der Akademie-Ausgabe sei aber, wie die gegenwärtige Kritik hervorhebt, die empirische Fundierung der Theorie unterschlagen worden. So sei die wissenschaftliche Tragweite der Humboldtschen Sprachtheorie bis auf den heutigen Tag verborgen geblieben (Mueller-Vollmer 1993, 9 ff.). Die Sprachtheorie Humboldts sei ausschließlich philosophisch gelesen und interpretiert worden. Was die Erschließung des von Humboldt bearbeiteten Materials für ein – möglicherweise neues – Verständnis seiner Theorie erbringt, wird sich zeigen müssen.

Die Hervorhebung der wissenschaftlich-empirischen Seite steht in einer gewissen Spannung zu der Auffassung einer sozusagen strukturellen Unzeitgemäßheit der Begrifflichkeit, mit der Humboldt das von ihm bearbeitete Material erschließt. Humboldts Auffassung füge sich nicht nur nicht in die sprachwissenschaftlichen Konzepte und Konzeptionen des neunzehnten Jahrhunderts; es sei auch die Entwicklung, die die Sprachwissenschaft bis in die Gegenwart genommen habe,

über Humboldt hinweggegangen. Aus der Perspektive der Sprachwissenschaft und ihrer Entwicklung betrachtet, sei das „Projekt“ Humboldts gescheitert (DiCesare 1998, 11 ff.). Die These von der anthropologischen Wurzel der Humboldtschen Sprachtheorie bindet die Empirie an die „praktische Erfahrung“ des „Sprachsinn“. Auf der so beschaffenen „Erfahrungsgrundlage“ münde das Sprachstudium Humboldts ein in eine sprachwissenschaftlich begründete Kritik der Philosophie (Trabant 1985, 175). Chomskys Reklamation der Sprachtheorie Humboldts für die „Generative Grammatik“ hat der Humboldt-Forschung neue Impulse verliehen. Der Anspruch Chomskys, das „Philosophische“ in Humboldts Theorie in einer kohärenten wissenschaftlichen Theorie reformulieren zu können, hat zur Rechtfertigung der philosophischen Interpretation herausgefordert (Borsche 1981). Auch wo man nicht von der restlosen Überführbarkeit der Humboldtschen Grundbegriffe in wissenschaftliche Termini überzeugt war, hat man doch ihren heuristischen Wert geschätzt, der die Wissenschaft mit voranbringenden Fragestellungen bereichert (Bierwisch 1986; vgl. dazu DiCesare 1998, 112 ff.).

In einem großangelegten Versuch zur Grammatik hat Stetter (1997) Humboldt als Klassiker der Grammatik-Theorie reklamiert. Er kritisiert Chomskys „Naturalisierung“ der Grammatik und betont: „Was Grammatik ist, kann man nur von einem Sprachbild her verstehen, das sie umfaßt. Philosophisch läßt sich eine formale Sprachauffassung je nur von einer nicht formalen her begreifbar machen“ (Stetter 1997, 11). Die Grammatik, so führt er aus, sei nur ein Aspekt eines formalen Weltverständnisses, dessen Genese mit der Entwicklung des Alphabets und der damit gegebenen Artikulationsleistung zusammenhänge. Die Schrift halte die Artikulationsleistung fest und steigere das Artikulationsvermögen. Der objektivierte und in der Schrift objektivierte Laut aber ist nach Humboldt die Voraussetzung der Grammatik (Stetter 1997, 415). Die Bedeutung der Artikulation für den Aufbau der Grammatik wurde von Trabant (1998) überaus differenziert herausgearbeitet. Ohne die Schrift gäbe es kein Bewußtsein von der phonematischen Struktur der Sprache und damit von der Struktur der Sprache überhaupt (Trabant 1990, 209). „Die Buchstabenchrift bringt also die Sprache auf den Begriff, und dieser ist Gliederung“ (Trabant 1998, 82). Nach Humboldt könne sich die Artikulationsfähigkeit „bloß an der Bewegung der Sprachwerkzeuge (III 193) ... manifestieren ... Die Buchstabenchrift als Abbildung der ... artikulatorischen Bewegung ist damit wesentlich kinematographisch statt phonographisch“ (Trabant 1990, 211). Nach dieser Beurteilung der Leistung der Schrift gehöre Humboldt in den Diskurs der Moderne, den Derrida einem breiteren Publikum eröffnet hat. Mit der sprachtheoretischen Bedeutung der Schrift trete bei Humboldt ein universalistischer Aspekt der Sprache in das Blickfeld. Freilich: „Ein universelles Mentalese“ werde nirgendwo gesprochen, „wohl aber verschiedene Sprachen, welche die allen Menschen gemeinsame, also universelle Aufgabe der „Gedankenbildung“ ... auf je verschiedene Art und Weise ... lösen“ (Trabant 1998, 30). Darin sei der Unterschied Humboldts zu den Vertretern des linguistischen Relativismus ebenso wie zu Chomsky markiert. Wie die Schrift die Grammatik der je bestimmten Sprache ermöglicht, so Trabant, aktualisiere sie die „eigentliche“, in der gesprochenen Sprache nicht zu verwirklichende Möglichkeit: Die Prosa nämlich, die Humboldt als den höchsten Gipfel bezeichnet, „den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag“ (III 595; vgl. dazu: Trabant 1990, 214).

Die wissenschaftlich grundierte Lektüre des Humboldtschen Sprachwerks hat die These hervorgebracht, daß seine philosophische Interpretation seine wahren Quellen verschüttet habe. Nicht Kant und Herder, behauptet Hans Aarsleff, sei das Sprachwerk zu danken, sondern der Begegnung mit den Idéologen und der Auseinandersetzung mit Condillac in der Zeit von Humboldts Pariser Aufenthalt. Über die Philosophie, die den Untergrund des Sprachwerkes bilde, stellt Aarsleff lapidar fest: „This philosophy is French“. Eine differenzierte Auseinandersetzung mit Aarsleff führt Trabant (1986, 129 ff. und 199, 217 ff.). Die Begegnung mit den französischen Spät-

aufklären, über die Humboldt sich im Pariser Tagebuch kritisch und zuweilen abfällig äußert, habe doch Spuren im Denken Humboldts hinterlassen (Trabant 1986, 131). Wie Condillac thematisiere Humboldt die Sprache im Zusammenhang der Erkenntnistheorie. Darin sei auch die Kritik beider an der These von der Arbitrarität der „Sprachzeichen“ begründet. Der Sensualismus Humboldts greife jedoch unvergleichlich tiefer als der der Condillac'schen Statue (Trabant 1986, 135 f.). Die Aarsleff-These wurde u. a. von Gipper (1981), Oesterreicher (1981) und Sweet (1988) kritisch diskutiert. Unter Bezugnahme auf Coseriu (1977) hat Oesterreicher den Einfluß Herders gewürdigt. (Vgl. dazu auch DiCesare 1998, 22).

Alexander von Humboldt hat eine selbständige Fassung der „Einleitung“ angeregt, die, als eigenständiger Text, aus dem Zusammenhang mit dem Kawi-Werk herausgelöst ist. Die Bezeichnung „Einleitung“ wird darin getilgt. Es heißt nicht mehr wie in III 382 (GS 7, 13) „Gegenstand dieser Einleitung“, sondern „§ 1. Gegenstand dieser Schrift“. Diese Ausgabe verzichtet, im Unterschied zu Leitzmann, auf das erste Kapitel „Wohnplätze ...“. Für diese Ausgabe hatte Alexander von Humboldt ein eigenes, um die Auflistung der Gelehrten, denen er für die tätige Anteilnahme an der Entstehung des Gesamtwerkes dankt, verkürztes Vorwort verfaßt, in dem er auf die „Abtrennung“ des Textes vom Gesamtwerk eingeht. Diese Ausgabe wurde 1998 von Donatella Di Cesare mit einer ausführlichen Einleitung zur Sprachtheorie Humboldts herausgegeben.

5. Die Frage nach dem Sinn des Politischen

Mit der Indeterminiertheit der Wirkung hängt es zusammen, daß die Erscheinungsweise der Kraft immer schon durch Reize evoziert ist. Die Vergesellschaftung ist daher der eigentliche Ort der Kräfte – sprich: Charakterbildung. Im gesellschaftlichen Raum bildet sich die Verschiedenheit der Charaktere in der Weise aus, daß sie aufeinander bezogen bleiben (I 65). Diesen Gedanken hat John Rawls in jüngerer Zeit wieder aufgegriffen. Durch die Vergesellschaftung der Kräfte, die spezielle Fähigkeiten hervorbringt, entsteht eine „wohlgeordnete Gesellschaft“, die den Gerechtigkeitssinn der Menschen „stützt und bestätigt“ (Rawls 1988, 557). Rawls beruft sich auf das zweite Kapitel der „Ideen zu einem Versuch...“ (I 64 ff.): „Man kann also mit Humboldt sagen, durch die auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten ihrer Mitglieder aufgebaute soziale Gemeinschaft könne jeder an der Gesamtheit der verwirklichten natürlichen Fähigkeiten der anderen teilhaben. Man wird zum Begriff der Menschheitsgemeinschaft geführt, deren Mitglieder sich gegenseitig ihrer Fähigkeiten und Eigenarten erfreuen, die von freien Institutionen zur Entfaltung gebracht werden, und die das Wohl jedes einzelnen als Teil des Systems der Gesamttätigkeit sehen, der jeder zustimmt und die jedem Freude macht“ (Rawls a. a. O., S. 568). Rawls führt ganz im Sinne Humboldts (I 71) die soziale Gemeinschaft als „Gut der Gerechtigkeit“ ein, d.h. als Gesamttätigkeit der aufeinander bezogenen und durcheinander bestimmten Kräfte. Das in diesem Sinne verstandene „höchste gesellschaftliche Gut“ ist für Humboldt die Nation. Im Unterschied zur Auffassung der Romantiker ist die Nation nicht durch die gemeinsame Herkunft definiert, die im Mythos beschworen wird, sondern als Kraft der Individualisierung. Als höchstes Gut der Gesellschaft umgreift die Nation die einzelnen und läßt sie als aufeinander bezogenen Individuen hervortreten. Der Staat als „bürgerliche Einrichtung“ ist durch das Streben legitimiert, „das Nationalgefühl zu wecken und zu leiten“ (III 235). Darin liegt, wie Rüter (1991) hervorhebt, die staatskonstituierende Bedeutung der Nation. Wo die bürgerliche Verfassung den Zweck der Weckung und Leitung des Nationalgefühls verfehle, sinke sie „zur rohen Gewalt und toten Form hinab“ (III 235). In diesem - indirekten - Sinne sei der Staat, obwohl er ein Rechts- und kein Erziehungsinstitut sei, ein „Mittel“, die Bildung der Bürger als Menschen zu befördern (I

24): Bildung wird hier zum ersten Mal als Bürgerrecht reklamiert (Vgl. dazu: Borsche 1990, 51 ff.; Menze 2000, 210; Olszewski 2000, 235 ff.).

Mit dieser Auffassung vom Sinn des Politischen widerspricht Humboldt seiner Vereinnahmung als Klassiker des Liberalismus. Trotzdem wird Humboldt in dem von Rawls ausgelösten Streit der „StaatsRechtsLehrer“ (I 63), in dem Nozick die radikalliberale Position gegen Rawls vertritt, dem Liberalismus zugeschlagen und als Gegner des Sozialstaates zitiert (Kerstin 1993, 163 ff.).

Auch Borsche (1990, 51) betont, daß Humboldts politische Praxis als „Versuch einer konsequenten Anwendung seiner in der Muße des Privatlebens entwickelten politischen Ideen zu verstehen“ sei. In der Beurteilung dieser Ideen ist er jedoch wesentlich skeptischer. Die Bedeutung der Lehrerbildung wird von ihm besonders hervorgehoben (1990, 61). Über die gewisse Zwitterstellung der Lehrerbildung im Reformkonzept der Universität vgl. Lübke 1986.

Die vom „jungen“ Humboldt entwickelten Ideen und Grundsätze zum Verhältnis von Staat und Nation haben auch seine politische Praxis weitgehend bestimmt. Dies wird zunächst im bezug auf die von Humboldt inaugurierte Bildungsreform, in der der Staat im beschriebenen Sinne eingreift, hervorgehoben. Die „innere Stimmigkeit“ der Schulpläne, so Menze (2000), leite sich von daher. Humboldt habe allerdings „die Bildungsreform nicht bis zu dem Punkte treiben können, an dem sich das stimmig Konzipierte in allen seinen Bestandteilen aus eigener Kraft durchsetzen und erhalten konnte“ (Menze 2000, 213).

6. Zur Theorie der Bildung

Unter dem Titel „Selbstaufklärung der Aufklärung“ hat Erhard Wicke (1997) sich in einer einläßlichen Interpretation mit dem Fragment „Theorie der Bildung“ auseinandergesetzt. Darin gehe es Humboldt um die Vollendung der Aufklärung durch die Überwindung ihrer rationalistischen Verengung. Der Rationalität solle keineswegs abgeschworen und die Verstandeskultur nicht in einer Art Gegenkultur widerrufen werden. Zur Charakterisierung des Anliegens der Bildungstheorie greift Wicke auf eine geistvolle Bemerkung von Husserl zurück: Es komme darauf an, den Verstand zur Vernunft zu bringen. Das Fragment sei, genaugenommen, der Umriß eines theoretischen Diskurses, in dem die Vernunft zur Sprache und die Sprache zur Vernunft gebracht werden kann. Humboldt beabsichtige damit die philosophische Grundlegung seiner vielfältigen theoretischen Interessen; das Fragment sei so gesehen der Entwurf seiner eigentlichen Philosophie, in der die „verschiedenen Fächer der menschlichen Erkenntnis“ und der Lebenspraxis: Anthropologie, Ästhetik und Geschichtsphilosophie sowie die Konzeptionen des Politischen, in ihrem inneren Zusammenhang begriffen werden können. Mit einem Wort: Die Theorie der Bildung ist die Vernunftphilosophie Humboldts. Sie unterscheidet sich, einiger Formulierungen, die an Fichte erinnern, zum Trotz, prinzipiell von der Vernunftphilosophie des Idealismus. Während dieser die Vernunft zum Subjekt erhebt, das sich als Prinzip der Wirklichkeit expliziert, setzt Humboldt die menschliche Wirklichkeit mit allen ihren Inhalten (dem Wissen, den Kunstwerken, den politischen Verfassungen und gesellschaftlichen Verhältnissen) faktisch voraus, um sie, im Sinne einer kritischen Theorie, auf ihre Weltgehalte zu befragen. „Welt“, das ist die mit anderen geteilte, mitteilbare Wirklichkeit: die mit anderen erzielte Übereinkunft über die Wirklichkeit. Sie ist das Allgemeine in der Verschiedenheit der Auffassungen, in dem die Verschiedenheit nicht aufgehoben, sondern gefordert und vorausgesetzt ist. Humboldt habe, wie Wicke ausführte, das Verhältnis der Verschiedenheit der Individualitäten und der Menschheit im Bilde des geschliffenen Spiegels zu begreifen versucht: die Einheit der Menschheit lasse sich nur in der Viel-

falt ihrer individuellen Brechungen erkennen und die Vielfalt nur als Facettierung der Einheit in der Verschiedenheit der Individualitäten.

Im gleichen Sinne hat Clemens Menze (1986) das Verhältnis von Individualität und Menschheit zu begreifen versucht. Bildung sei nicht zu verwechseln mit einer „mit sich selbst zufriedenen Einmaligkeit, die sich ... selbst genießt“, sie verweise vielmehr in der gebildete Individualität auf die Menschheit.

Ulrich Herrmann hat die Gründungsidee der Universität unter dem Motto „Bildung durch Wissenschaft“ zu entwickeln versucht. Nicht unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit sollen die Wissenschaften gefördert werden: die Universitäten haben das Wissen vielmehr als Organ der Charakterbildung zu kultivieren. Die Gründungsidee wird von Herrmann als Mythos interpretiert, „der überzeugte Gewißheit verbreitet und ... unserer suchenden Ungewißheit die Richtung in die bessere Zukunft zu weisen vermag“ (1999, 9).

Nach Borsche beruht die Gründungsidee der Universität auf einer Revolution des Wissenschaftsbegriffes. Das Wissen sei nach Humboldt nicht mehr durch letzte, unangreifbare Fundamente gesichert. Genau darin unterscheide Humboldt sich von der Wissenschaftslehre des Idealismus. Lebendig sei es nur in der Diskussion, in der es sich, im Ringen um seinen Status, ständig erneuere. „Humboldt hat den Wert der freien Meinung nicht nur erkannt, sondern auch an den Universitäten als dem Ort ihrer noch zweckfreien Diskussion verankert“ (Borsche 1990, 65).

In der Frage nach dem Verhältnis der staatstheoretischen Schriften zur Tätigkeit Humboldts als Diplomat und Staatsmann spielt der Begriff der Nation eine wichtige Rolle (Borsche 1990, 55; Rüter 1991, 78 ff.). Humboldt habe auch in den Denkschriften zu Verfassung an der staatskonstituierenden Bedeutung der Nation festgehalten. In der Frage der staatlichen Neuordnung Deutschlands nach dem Sturz Napoleons berufe er sich auf den in den Frühschriften entwickelten Grundsatz, daß die Politik nicht „der natürlichen Beschaffenheit der Dinge entgegen“ handeln dürfe (Borsche 1990,55). Bezüglich der politischen Neuordnung Deutschlands habe Humboldt jedoch die staatskonstituierende Bedeutung des „Nationalgefühls“, an der er theoretisch festgehalten habe, den realpolitischen Verhältnissen geopfert. Das Ignorieren der Staatlichkeit des Nationalgefühls sei auffällig, „ein Widerspruch in bezug auf die Konsistenz seiner Schriften ist impliziert“ (Rüter 1991, 80). Demgegenüber betont Olszewski (2000), daß Humboldt in seinen Denkschriften eine Gliederung der Bürgerschaft (von unten nach oben) in überschaubaren Korporationen empfohlen habe, um die Nation an die Politik heranzuführen (Olszewski 2000, 245).

Dietrich Benner (1997) thematisiert das Verhältnis von Bildung, Wissenschaft, wissenschaftlichem Unterricht und wissenschaftlicher Selbstunterrichtung in den Traditionen Humboldts und Max Webers. Er versucht Humboldt und Max Weber, die zunächst in ihrer vollen Gegensätzlichkeit dargestellt werden, zu verbinden, um „so über beide hinauszugelangen“. Für Humboldt hatte die Bildung noch in der als selbstverständlich angenommenen philosophischen Durchdringung der Wissenschaften bestanden, ohne welche die Wissenschaften, nach seiner Meinung, nicht wahrhaft angeeignet werden können. Nach der scharfen Trennung von Wissenschaft und Philosophie durch die Kritik Webers komme alles darauf an, eine Philosophie der Wissenschaften zurückzugewinnen, um den Gefahren sowohl des ideologischen als auch des positivistischen Dogmatismus zu entgehen. Im Unterschied zum Idealismus werde die Vernunft in der Philosophie Humboldts nicht als Subjekt, in dem alle Weltgehalte beschlossen sind, vorausgesetzt. Sie ist vielmehr die im menschlichen Leben zur Wirkung kommende Möglichkeit, die – immer standortbezogene, eingeschränkte – Wirklichkeit zur Welt zu bringen. Sie, die Vernunft, ist sich insofern nicht als Subjekt (und Substanz) vorausgesetzt, sondern als eine im Menschen zur Wirkung

und darin zur Erscheinung kommende Kraft. Mit seinem Körper, so Neuser (1997), ist der Mensch in das Kraftfeld der Erde eingelassen, in dem die Kraft als Prinzip der Kausalität, von außen, auf die Körper einwirkt; gleichzeitig wird die Kraft im Menschen gleichsam gebündelt und verinnerlicht, so daß sie in Wechselwirkung mit der von außen gegenwirkenden Kraft treten kann (vgl. dazu Borsche 1981 und 1990 zur Rezeption des Kraftkonzeptes von Leibniz). In dieser Wechselwirkung durchbricht die Kraft die Schranken der Partikularität und reflektiert sich am Widerstand der Welt. Allerdings: Die Wechselwirkung, die bei Humboldt im Zentrum der Theorie der Bildung steht, ist nicht vernunftimmanent wie die Einbildungskraft Fichtes. Die Wechselwirkung von Mensch und „NichtMensch“ liegt der Vernunft vielmehr zugrunde, als Möglichkeitsgrund jeder vernünftigen Weltgestaltung.

Ergänzungen zum Nachwort 2002

Ergänzung zu Seite 3:

Von der interpretierenden und analysierenden Literatur können hier nur solche Arbeiten aufgenommen werden, die den Herausgebern als Untersuchungen mit neuartigen Zugriffsformen auf das Werk Humboldts begegnet sind.

Obwohl sich an seiner Gestalt das geistige Tableau des ausgehenden achtzehnten und das der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entfalten ließe, hat die biographische Forschung seit dem Erscheinen des zweibändigen Werks von Paul R. Sweet (1978/80) Humboldt aus den Augen verloren. Zu erwähnen ist aber die von Heinz Steinberg mit vielen Detailkenntnissen liebevoll verfaßte Lebensbeschreibung, die in unserer Berichtszeit erschienen ist (). Die diplomatischen und politischen Aktivitäten finden darin eine besondere Beachtung. Dem analytischen Scharfsinn des Diplomaten und dem Realitätssinn des umsichtig urteilenden und handelnden Politikers gilt die besondere Aufmerksamkeit. Ein besonderes Verdienst dieser Arbeit liegt darin, daß sie auf die Beachtung aufmerksam macht, die Wilhelm von Humboldt in der Geschichtsschreibung der Neurologie gefunden hat (Horowski u. a. 2000). Dies nicht nur in bezug auf die neurologischen Experimente, die er mit dem Bruder durchgeführt hat, sondern vor allem aufgrund der genauen Beschreibung der Symptomatik seiner eigenen Krankheit (in den Briefen an Charlotte Diede). Humboldts Beschreibung sei genauer und umfassender als die Parkinsons; dieser habe allerdings mit größerer Entschiedenheit in den Beschwerden die Symptome einer Krankheit erkannt, während Humboldt in ihrer Beurteilung zwischen Alters- und Krankheitserscheinungen geschwankt habe (Horowski u. a. 1994; dies. 1995).

Ergänzung zu Seite 5:

Humboldt habe in die Interpretation des Substanzbegriffs und des Begriffs der Kraft eine ganz neue Dynamik gebracht, die bis in die gegenwärtige Diskussion nachwirke

Josef Simon (1986) stellt die Aktualität Humboldts in der Philosophie der Gegenwart heraus. In der Kantischen Philosophie fußend, führe er in einem durch das Sprachstudium instrumentierten Denken über Kant und den Idealismus hinaus. Nur im „Übertritt“ in eine andere Sprache, der in jeder Sprache sozusagen angelegt ist, sei an die noch nicht interpretierte Wirklichkeit heranzukommen. Das Verhältnis von Objekt- und Metasprache sei von hier aus im Rahmen der Auslegung des Wahrheitsbegriffes neu zu durchdenken.

Ergänzung zu Seite 6:

Wie sehr sich damit das Bild der Sprachreflexionen Humboldts und das Verständnis der philosophisch-anthropologischen Gedanken verändern mag, läßt sich noch nicht absehen.

Die wissenschaftlich fundierte Lektüre des Humboldtschen Sprachwerks hat die These hervorgerufen, daß seine philosophische Interpretation auch die wahren Quellen und Abhängigkeiten verschüttet habe. Nicht Kant und Herder, behauptet Hans Aarsleff, sei das Sprachwerk zu danken, sondern der Begegnung mit den Idéologen und der Auseinandersetzung mit Condillac in der Zeit von Humboldts Pariser Aufenthalt (1799). Eine differenzierte Auseinandersetzung mit der These Aarsleffs führt Trabant (1986). Die Begegnung mit den französischen Spätaufklärern, über die Humboldt sich im Pariser Tagebuch kritisch und zuweilen abfällig äußert, habe doch auch Spuren im Denken Humboldts hinterlassen (Trabant 1986). Wie Condillac thematisiere Humboldt die Sprache im Zusammenhang der Erkenntnistheorie. Darin sei auch die Kritik beider an der These von der Arbitrarität der „Sprachzeichen“ begründet. Der Sensualismus Humboldts greife jedoch unvergleichlich tiefer als der der Condillac'schen Statue (Trabant 1986). Die Aarsleff-These wurde u. a. von Gipper (1981), Oesterreicher (1981) und Sweet (1988) kritisch diskutiert. Unter Bezugnahme auf Coseriu hat Oesterreicher den Einfluß Herders gewürdigt (vgl. dazu auch DiCesare 1998).

Ergänzung zu Seite 7

Damit ist dann der Anschluß gegeben, die Bedeutung der Artikulation für den Aufbau der Grammatik differenziert herauszuarbeiten und damit die Schrift als die Ermöglichung von Kulturleistungen anzusehen, die sich in der gesprochenen Sprache nicht verwirklichen lassen (Trabant 1990; 1998).

Was die Schrift in der Sprache und aus ihr vermag, findet seinen Niederschlag in der Prosa. Erst durch die Schrift werde es der Sprache möglich, sich jedem Gedanken und jeder Empfindung anzuschmiegen: So befördert die Prosa „einen ebenso leichten, immer behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, die die Sprache in der Ausbildung des Charakters zu erreichen vermag“ (III 559). (Vgl dazu: Trabant 1990.)

Nachträge zur Humboldt-Bibliographie (1981 - 2001)

Zu 2. Sammelbände und Studientexte:

Haberland, Detlef/Hinrichs, Wolfgang/Menze, Clemens (Hrsg.): Dioskuren II. Annäherungen an Leben und Werk der Brüder Humboldt. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. Band 16 (2000). Mannheim 2000

Zu 4. Weitere Literatur:

Aarsleff, Hans: Guillaume de Humboldt et la pensée linguistique des Idéologues. In: Joly, André/Stéfanini, Jean (Hrsg.): La grammaire générale. Des modistes aux idéologues. Villeneuve-d'Ascq 1977, S. 217-241

Nicht nachgewiesen: Bubner 1991

Bucher, Stefan: Naturphilosophie, Teleologie und Sprachtheorie bei Wilhelm von Humboldt. In: Schmitter (Hrsg.) 1991, S. 29-42

Flashar, Hellmut: Wilhelm von Humboldt und die griechische Literatur. In: Schlerath (Hrsg.) 1986, S. 82-100

Horowski, R./Horowski, L./Vogel, S./Poewe, W./Kielhorn, F.-W.: An essay on Wilhelm von Humboldt and the shaking palsy: First comprehensive description of Parkinson's disease by a patient. In: Neurology 45 (1995), S. 565-568

Kersting, Wolfgang: John Rawls zur Einführung. Hamburg 1993

Menze, Clemens: Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts. In: Haberland, D. u. a. (Hrsg.) 2000, S. 201-217

Olszewski, Henryk: Wilhelm von Humboldts Staats- und Rechtsphilosophie. In: Haberland, D. u. a. (Hrsg.) 2000, S. 233-249

Rüter, Angelika: „Individuum“, „Nation“, „Staat“ - Zum Status der Begriffe bei Wilhelm von Humboldt. In: Schmitter (Hrsg.), 1991, S. 67-84

Schmitter, Peter: Einheit und Differenz im Werk Wilhelm von Humboldts. Eine Vorbemerkung. In: Schmitter (Hrsg.), 1991, S. 7-28